

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Heiris bedeutsame Wanderschaft
Autor: Trabold, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573004>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und mit denen sie daneben wie die Jüngste der Jungen hüpfte und Kurzweil trieb. Sie hatte fast nie Lust, ein Brieflein zu schreiben. Aber Karten mit langen, magern englischen Kindsköpfen bekam ich die Stube voll. Von Theodor vernahm ich, daß Regina erst einen Brief, und zwar einen zehnzeiligen, nichtigen, aber Duzende solcher langweiliger,

langhalsiger Mädhengesichter bekommen habe. Das war leicht zu fassen, und ob es mir auch nichts mehr half, freute ich mich doch darüber. Pauline spielte jetzt selber die Rolle eines Mütterchens und einer lieben Meisterin bei achtundsechzig Töchtern! Wie hätte sie da noch von Regina bemuttert und gegeistert werden mögen!

(Fortsetzung folgt).

Heiris bedeutsame Wanderschaft.

Novelle von Rudolf Trabold, Straßburg.

III.

Unaufhörlich floß draußen der Regen vom Himmel. Eine wohlige Wärme hauchte mit seinem Duft gleich das Bergheu aus, auf dem Heiri lag. Die Fliegen hatten sich in den Schober geflüchtet und summten und tanzen unterm Dache, verflingen sich in den Spinnweben, machten eine Morgenvisite bei dem Schlafenden, pußten sich eifrig die Füße und Flügel auf seiner Nasenspitze, bis es ihn kitzelte, er sich im Gesicht kratzte und sich auf den Bauch legte.

Nur einmal, und kurz, als der Morgen zu grauen begann, hatte Heiri versucht, die Augen zu reiben, war aber darüber wieder eingeschlafen. Von fern her tönten die Kirchenglocken, sie weckten ihn nicht. Es war ihm so wohlig im warmen Heu. Als er gähnend sich zu ermuntern begann, versiel er bald wieder in einen fröstelnden Halbschlummer, kroch tiefer unter die dünnen Holme, begann zu sinnen, flog mit den schlaftrunkenen Gedanken hierhin und dorthin, wurde wach, duselte wieder ein, gähnte, rieb sich die Nase und sinnerte weiter. Der andere war mäuschenstill, schlief wohl noch tief; Heiri wollte nicht der erste sein beim Aufstehen.

Er machte Pläne für die rosige Zukunft. Seiner wartete ganz sicher das Glück in Luzern. Nur mal erst hingehen, sich alles anschauen, finden ließ sich gewiß etwas, natürlich etwas, das viel Geld einbrachte. Glück hatte er immer gehabt, schon als Bub. Entweder hatte er ein Halbfränkli gefunden oder ein Nest mit Holztauben im Wald entdeckt, einen Mordelnplatz oder wilden Honig ausfindig gemacht, bald das, immer etwas. Stets führte ihn das Glück günstig. Ja, einen „Gfelloheiri“ nannten sie ihn daheim nicht umsonst!

„Aber jetzt will ich beim Tonner doch aus dem Huli, ich hab' Hunger wie ein Drescher! Mag meinethalben der Walsbruder liegen bleiben bis Neujahr!“

So sprach Heiri zu sich und wurde ganz munter. Er watete durchs Heu zum Giebeltörlein, ließ es auf und gähnte in den Regentag hinaus. Es war trüb draußen; aber es blendete ihn doch das Morgenlicht. Gewiß war es schon spät. Er mußte den Walsbruder wecken; der hatte eine Uhr und konnte die Zeit sagen.

„He, mach, daß du aufkommst, du Faulpelz!“

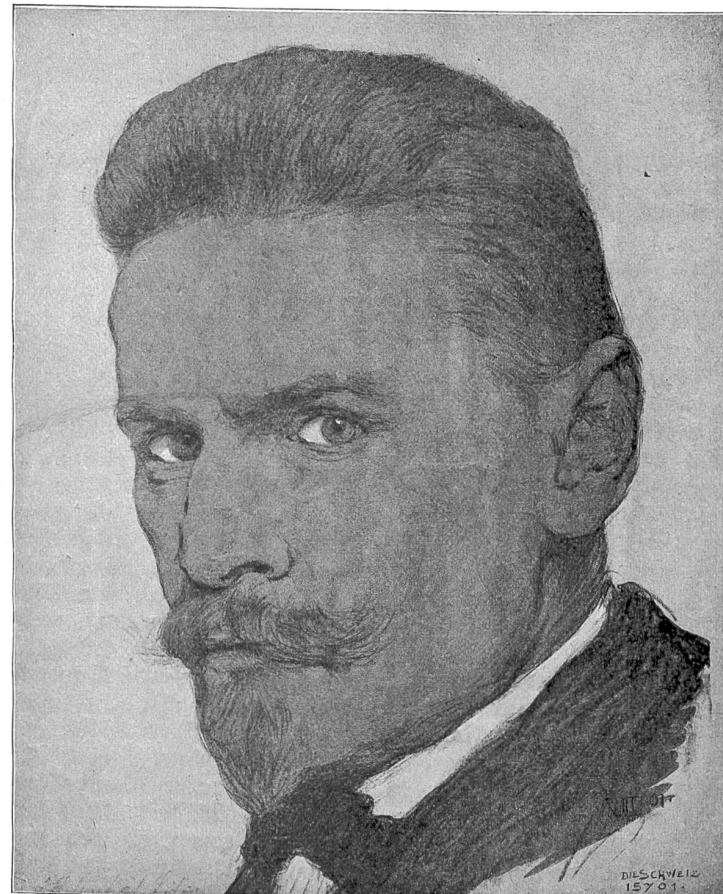
Er rief es in den Heugaden; aber keine Antwort kam aus der dunklen Ecke, wo gestern der Wagner sich eingenistet. Nun ging er hin, um nachzusehen. Enttäuscht murmelten seine Lippen:

„Weiß Gott, der Fötzl ist schon fort!“

Keine Spur von einem Walsbruder fand er mehr. Heiri lief wieder an das Giebeltor; aber nichts war von einem Wagner zu sehen.

„Der hat mich weiß Gott liegen lassen und ist fort! Kann mir aber nur recht sein!“

Der sich meldende Hunger trieb Heiri zur Eile an. Er wollte auch fort, und wenns Katzen hagelte draußen. Er fuhr mit der Hand in seine Hosentasche. Sie war



Otto Weniger (1873–1902).

Selbstbildnis (Steinbrück, 1901).

leer. Zusammenzuckend schrie er: „Zum Teufel, mein Geldsäckel . . .“

Er ging schnell im Heu suchen, suchte lange, wühlte alle Hälme auf, fand aber sein Geld nicht.

„Der Föbel, der elende, verfluchte, der hat mir meinen Geldsäckel gestohlen und sich aus dem Staube gemacht!“

Er brüllte in wütender Verzweiflung, ergriff dann seinen Habersack, der ihm als Kopfkissen gedient, und kletterte aus dem Giebeltörlein hinunter, um dem Dieb nachzulaufen.

Eine Stunde lief er atemlos einen Fußweg den Berg hinauf. Er glaubte, der Wagner sei ganz sicher noch zu erreichen. Er wollte den Schuft totklagen. Wie verrückt, atemlos, keuchend rannte er, bis seine Füße nicht mehr konnten; dann brach er in ein wütendes Weinen und Fluchen aus, als er einfaßte, seine Verfolgung sei umsonst.

Das Läuten der Kirchenglocken mahnte ihn daran, daß heute Sonntag war. Aber Wut und Verzweiflung erfüllten Heiri. Seinen ganzen Ingrimm richete er gegen alles „Katholische“; er hätte die Kirchen in die Luft sprengen mögen, weil er wußte, daß der Wagner auch katholisch. Der Mensch konnte nun mit dem gestohlenen Gelde ins Welschland reisen, der erbärmliche Schuft!

Wie spät mochte es denn sein? Er hatte keine Ahnung, da man keine Sonne sah. Gewiß ging es schon gegen Mittag. Der Nebel hing so tief, daß er sich kaum orientieren konnte. Er lief ohne Anhalten vorwärts, dem Tal zu. Auf der Landstraße begegneten ihm Leute, die von der Kirche kamen. Über er redete niemanden an. Dort, wo die Landstraße sich gabelte, sah er die ersten Häuser vom Dorf. Er schritt mitten durch den Ort, sah nicht rechts, nicht links, sah nur seinem Unglück nach. Ihm kam es vor, alles habe an den paar Fränkli gehangen, seine ganze Zukunft, sein Glück, sein Fortkommen. Als er an dem großen Gasthause „Zum goldenen Rad“ vorüberschritt, da fuhr er zusammen; denn ein Landjäger trat eben aus der Wirtsstube. Alle Not über den Verlust seines Vermögens war wie weggeblasen, und die neue Sorge: „Die Schriften!“ überfiel ihn. Es begann ihm heiß in den Kopf zu steigen,

die Beine zitterten, er bekam Angst, wollte immer schneller gehen, obwohl ihm die Füße fast den Dienst versagten.

Einen Augenblick schloß er die Augen. Ob ihm der Landjäger folgte? Sich umzusehen wagte er nicht, hören konnte er nichts; denn es fauste ihm in den Ohren, da er glaubte, jeden Augenblick könne der Schreckliche ihn anhalten, die Schriften abfordern, ihn verhaften. Es wurde ihm bald heiß, bald kalt. Das Dorf schien ihm die Größe einer Weltstadt zu haben, die Häuser wollten kein Ende nehmen . . .

Endlich kam er wieder ins Freie. Er lief mehr als er ging, schlug einen Seitenpfad ein und hielt erst an, als er nicht mehr gehen konnte. Der Hunger plagte ihn. Nur Sauerampfer fand er am Wege, nicht einmal Rüben standen in den Feldern. Häuser traf er schon lange keine mehr. Mußte er wirklich betteln? Er brachte es nicht über sich, als nun ein Bauernhof auftauchte. Es regnete, regnete, regnete! Die Kleider trieften vor Nässe, in den Schuhen patschten die Füße im Wasser. Wenn man ihm das gestern gesagt hätte, er würde es für unmöglich gehalten haben. Wie hatte er nur sich einem Walzbruder anschließen können! Er, der nie einen Freund besessen, der misstrauisch alle betrachtet, die sich ihm genähert, der selbst dem Vater, der Tante nicht getraut, wie konnte er nur eine Nacht mit dem Wagner, dem fremden Föbel, unter einem Da-

Weiblicher Studienkopf.



Otto Weniger (1873–1902).

he, in einem Raum verbringen! Unbegreiflich war es ihm. Dabei mußte er noch froh sein, daß jener ihn nicht im Schlaf erwürgt: wie leicht hätte er das vollbringen können! Es schauderte ihm bei diesem Gedanken. Er wußte wohl: weil der Walzbruder ein abgefeimter Bursch und er, Heiri, zum ersten Mal auf der Wanderschaft, hatte er von ihm etwas Lernen wollen, das ihm später hätte nützlich werden können. Darum blieb er mit ihm zusammen gestern. Von den Schriften hätte er ohne ihn ja auch keine Ahnung gehabt, nie im Traum wäre ihm in den Sinn gekommen, daß ein Landjäger von ihm verlangen dürfe, die Ausweispaßiere zu sehen. Aber es war ja so; er erinnerte sich jetzt, wie oft im Heimatdorf Landstreicher verhaftet worden, weil sie sich nicht ausweisen konnten. Die Angst,

verhaftet zu werden, peinigte Heiri wieder von neuem, daß er für eine gute Stunde den Hunger vergaß.

Grau wie der Himmel war sein Ge-
müt heute. Das ewige Tropfen des Re-
gens, der lehmige Kotige Weg, der Gedanke,
daß er ohne Mittel, ohne trockene Kleider,
ohne irgend eine Aussicht auf Unterkunft,
das nahm ihm allen Mut. Er lief immer
weiter in den grauen Nebel, ohne ein Ziel.
Käme er doch nur in die Berge, unter
Bäume, zu Felsen, an einem Heuchober
vorbei — aber nichts, nichts als Wiesen
und Acker!

Und doch hätte ihn gerade jetzt nichts
bewegen können, umzukehren, wieder den
Heimweg anzutreten. Die hätten ihn da-
heim schön ausgelacht; vor Scham wäre
er gestorben! Nein, nein! Nur nicht heim!
Vielleicht würde das Wetter bald wieder
besser, und Unterkunft bei einem Bauern
mußte sich doch auch finden...

So kam er wieder ins Plänchmieden.
Die Gedanken an ein großes unerwartetes
Glück konnte ihm selbst dies Misgeschick
nicht ganz verscheuchen!

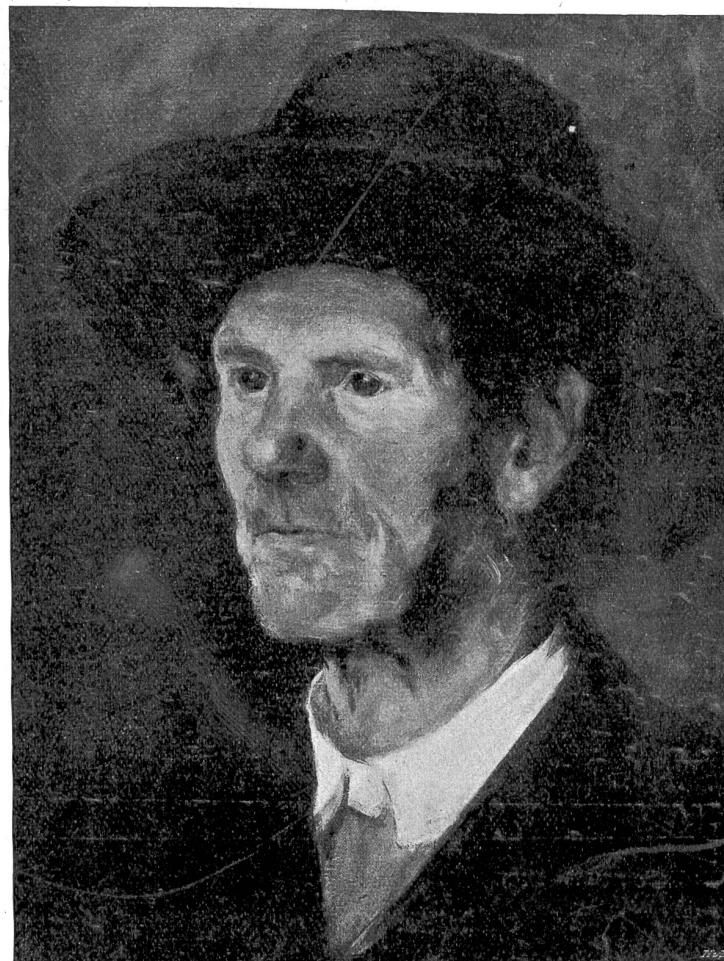
Wie viele Stunden er heute gegangen,
er wußte es nicht; aber so müß' und hun-
rig wie jetzt war er in seinem Leben gewiß
noch nie gewesen. Er sah aus, als sei er
eben aus dem Bach gestiegen, so tropften
die Kleider. An allen Häusern ging er vor-
bei, ohne es zu wagen, um Nahrung oder
Unterkunft zu bitten; doch jetzt konnte er
nicht mehr. Auf der Höhe stand ein ein-
faches verlassenes Häuschen, aus dem Rauch
aufstieg; dort wollte er um ein Stück Brot
und um Unterkunft anfragen.

Heiri trat unter das Dach beim Geißstall, um die
Kleider vertropfen zu lassen. Kein Mensch zeigte sich,
nur die Geiß meckerte im Verschlag. Das Häuschen
war uralt; auf dem Strohdach wuchsen Immergrün
und Hauswurz, als würden sie eigens hier gezogen.
Hund bellte keiner, Hühner nur guckten ihn an vom
Södel im Holzschopf. Die Hütte war klein, nur eine
Stube und noch eine Küche mochte sie unter dem steilen
Dache bergen; aber einen kleinen Heuboden hatte es
gewiß hinter dem Giebel.

Heiri schreckte fast zusammen, als er, neugierig das
Anwesen betrachtend, plötzlich einen alten häßlichen
Weiberkopf aus der Giebelluke schauen sah. Gleich öff-
nete sich der große Mund des abschreckenden Gesichtes,
in dem zwei lange braune Zähne wie wackelige Hauer
sich bewegten, wenn der vorspringende Unterkiefer auf-
und niederging. Ihm hätte fast angst werden können.
Die Alte schaute aus wie eine leibhaftige Hexe. Er
vergab völlig, wo er sich befand, glotzte sie an und
antwortete erst, als sie viele krähende Worte mit hei-
ferer Stimme und keuchendem Atem vom Giebel gerufen.

„Hörst du denn nit? Sollst die Leiter holen im
Schöpfli und mir das Heu da abnehmen!“

Heiri warf den Habersack und Stecken unters Dach,



Otto Weniger (1873-1902).

Der Herr Ortsvorsteher.

suchte die Leiter, stellte sie an und stieg die paar Sprossen zur Alten empor.

„Läß mir nichts in den Dreck fallen, tu's ins Geißställi, hörst!“

Ohne ein Wort zu sprechen, tat Heiri, wie die Alte
ihm hieß, holte nochmals Heu, trug's in den Stall,
versorgte die Leiter, sah die Frau aus dem Heugaden
in die Küche steigen und wartete der Dinge, die da
kommen sollten. Als sie aus der Küche trat, fragte sie
gleich:

„Gell, du möchtest hier übernachten?“ Sie wartete
keine Antwort ab, als Heiri sich am Habersack zu
schaffen machte, sondern redete weiter: „Du kannst mir
grad etwas helfen und dann meinetwegen im Heu
oben liegen. Nimm den Karst und hol' mir ein paar
Kartoffeln drüber vom Acker, siehst, dort!“

Kaum ein Wort hatte Heiri gesprochen; aber die
Alte sah schon, was er wollte. Sie befahlte ihn, als
wäre sie gewohnt, einen Knecht zu haben. Wenn das
Weib noch häßlicher und noch abstoßender gewesen,
Heiri hätte sich doch gefreut, hier bleiben zu dürfen. Ihm
wars recht, daß die Hexe so über ihn verfügte; er
konnte sich auf diese Weiße Nachtlager und Abendessen
verdienen, ohne viel Dank sagen zu müssen. Er grub



Otto Weniger (1873–1902).

die Kartoffeln, füllte den Kratten und brachte ihn bald zum Häuschen.

„Kannst mir grad Holz sägen und spalten! Ich will dann Feuer machen; wirfst wohl auch etwas unter die Zähne haben wollen, siehst mir grad so verhungert aus! Wie heißtest denn?“

„Heiri Brähbühl!“

„He nun, mach' dich ans Holz im Schopf; ich will die Geiß melken gehen!“

Wie ihn der Hunger plagte: er hätte fast die Kartoffeln roh essen mögen! Es dauerte jedoch eine schöne Zeit, bis die Alte die Ziege gemolken, im Herd Feuer gemacht, die Kartoffeln geschält und mit ganz wenig Fett mehr verbrannt als gebraten hatte. Sie machte ihn noch gehörig arbeiten, Wasser holen, den Ziegenstall ausmisten und Handreichungen aller Art tun. Endlich rief sie: „Kannst kommen zum Tisch; morgen ist auch noch ein Tag zum Werken!“

Heiri hätte die dreifache Portion Kartoffeln essen mögen und einen Liter Milch trinken; aber die Alte war geizig, das mußte er spüren. Sie aß fest mit, schenkte ihm nur einmal Milch ein und behielt den Rest für sich.

„Es scheint mir, du hast die Hungerfrankheit!“ murmelte die Hexe, wie er jede Spur Kartoffeln vom Tisch in den Löffel wischte und verschlang.

Er hielt es nicht zurück und mußte ihr antworten: „Hunger kann man schon haben, wenn man so weit gegangen wie ich heute, bei einem solchen Sauwetter!“

Entwurf für eine Wandfüllung (Die sieben Schwaben).

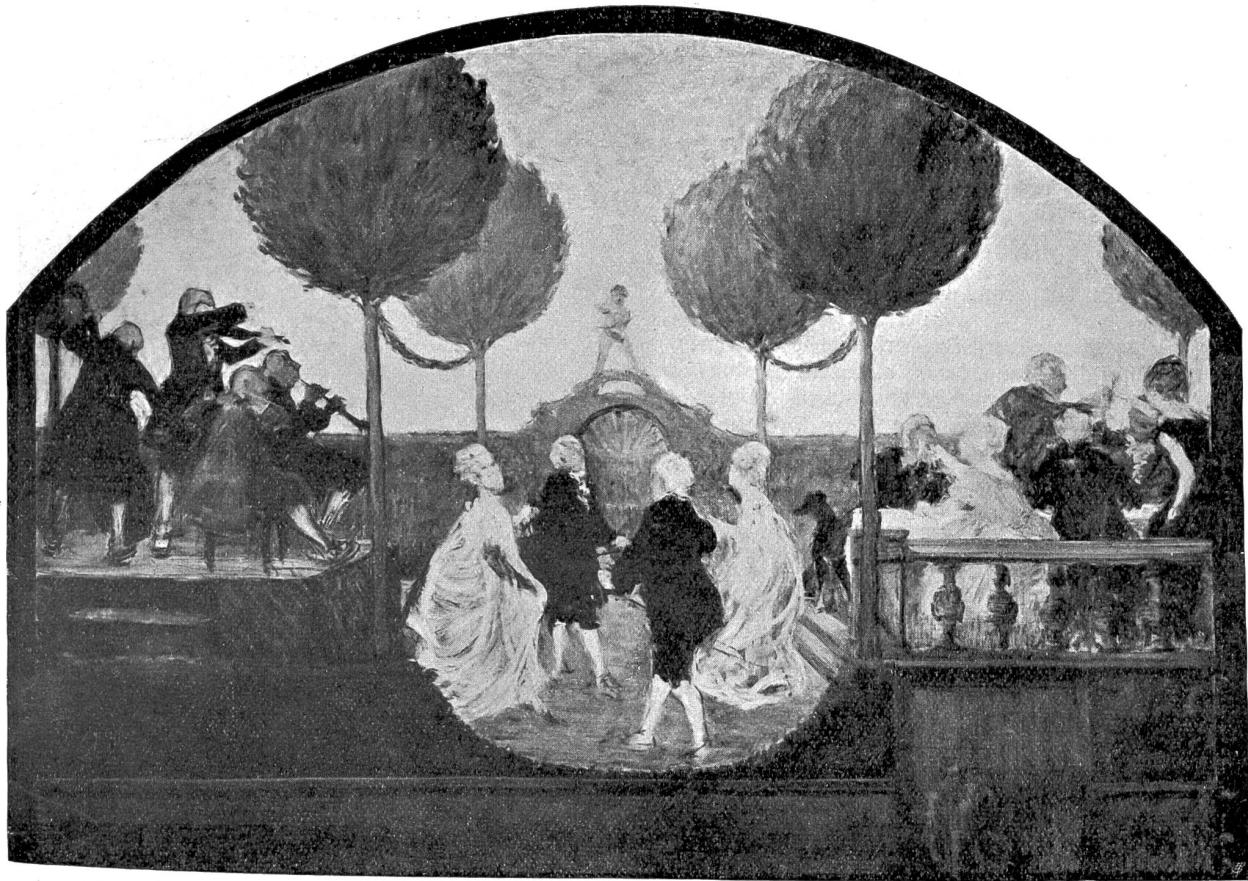
Daß er nichts gegessen den ganzen Tag, brachte er nicht über sich zu sagen.

„Wo kommst denn her? Aus dem Emmental, der Sprach nach?“

Er nickte nur, betrachtete neugierig die Stube mit dem Bett, dem Tisch, der Bank und der rotweißen Schwarzwälderuhr. An der Wand überm Bett hing ein Weihwasserbecken, eine wächserne Muttergottes und gegenüber ein Kreuzifix. Es mutete ihn alles unheimlich an. Selbst die Uhr mit den gewaltigen Gewichtsteinen, dem Messingpendel, so groß wie ein Teller, kam ihm wie verhext und absonderlich vor. Er hatte noch großen Hunger. Im Topf blieb ziemlich Milch; aber die durfte er nicht trinken, die war für die Katze, die mehr davon bekam als er selbst. Er hätte das Tier totschlagen mögen, so sehr misgönnte er dem Vieh die Milch. Er erinnerte sich, wie oft er daheim gesagt, er könnte keine Ziegenmilch trinken, und wenn er verdurstet müßte. Heute dachte er anders...

Die Frau ließ ihm nicht lange Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen. Sie holte in der Küche das „Tägeli“, wie sie das Oellicht nannte, zündete es an und begann nun den Gast zu verhören. Er wollte aber lieber zur Ruhe als ihr Rede stehen. Doch die Alte sagte giftig: „Wirfst noch lange genug faulenzen können, mein' ich; darfst mir wohl noch sagen, was ich wissen möcht', wenn du von einer armen Frau um d's Gottswillen aufgenommen wirfst!“

Ihn fror erbärmlich; denn seine Kleider waren ja



Otto Weniger (1873-1902).

Preisgekrönter Entwurf für eine Wandfüllung (Motoko).

so naß, daß ihm jetzt noch das Wasser von den Hosen in die Schuhe tropfte. Aber sie hatte kein Erbarmen mit ihm; darum sagte sie: „Im Heu wirst wohl bald trocken sein, und hier ist's auch warm, denk' ich; ich war schon oft so naß, mein' ich, und bin weder ersoffen noch erfroren! Das Männervolk kann heutigen-tags rein nichts mehr ertragen, es sollte sich schämen!“

Nachdem sie noch gehörig losgezogen über die nichts-nutzigen Männer, schloß sie mit ihrer heisern häßlichen Stimme: „Meinen Alten hat der Teufel auch genommen! Christus sei gelobt! Der hätte mir sonst noch mein Häuschen verfressen und versoffen! Kannst nur froh sein, daß ich dich aufgenommen habe für heut' nacht!“

Heiri hatte nun doch genug über sich ergehen lassen. Er schlug auf den Tisch, daß die Lampe tanzte, die Alte vor Schreck fast vom Stuhl fiel und die Katze sich unters Bett verkroch.

„Beim Himmeltonner! Hab' ich Euch nicht gearbeitet für das Tröpfchen Milch und das Maulvoll Erd-äpfel, he?“

„Willst schweigen, du Unflat, oder ich heiß dich hinausgehen! Glaubst, ich hab' Angst vor dir?“

„Vor mir braucht Ihr keine Angst zu haben; eher vor Euch könnte man sich fürchten, aber ich grad nit. Ich lass' mich nicht so behandeln wie einen Hund, daß Ihr's wißt!“

„Eh, du heilige Gottesmutter! Was ist der ein großer unflätiger Kloß! Ist es eine Christenmöglichkeit! Ich

arme Frau, die ich kaum für mich etwas habe, teile es mit dem hergelaufenen Fökel, nehme ihn aus lauter Erbarmen im Haus auf, und nun kommt er mir so!“

„Ich bin kein hergelaufener Fökel, daß Ihr es wißt!“

„G'sahren bist wenigstens nit und g'ritten auch nit, daß ich g'sehen hätte; aber wo du daheim bist, was für ein Handwerk du hast und wo du hinwillst, das, mein' ich, dürftest mir wenigstens sagen, anstatt so unflätig zu tun!“

„Ich hab' mit Euch nicht Streit angefangen, war, glaub' ich, ruhig und bescheiden bis dato!“

„Und da bei mir hat noch jeder Mensch, der sich auf der Walz hier herauf verirrte, gerne einer alten armen Frau etwas gearbeitet, und umsonst brauchte es auch keiner zu tun!“

„Davon ist keine Red'!“

„So sag', wo du her bist!“

„Aus dem Emmental, hab's doch schon längst erzählt!“

„Man muß dir jedes Wort so herausziehen! Andere sprachen sonst gern mit mir, weil sie fahen, wie gut ich's mit ihnen meinte. Wenn man sich nicht zu schämen braucht, darf man auch sagen, wer man ist; das gehört sich, mein' ich!“

„Darf ich auch sagen: Dem Rößliwirt von Ob-schächen sein einziger Bub bin ich!“

„Was hast für ein Handwerk?“

„Hab' daheim g'holzen!“

„Willst dich als Knechtli verdingen?“

„Ich will mir die Welt ansehen, auf die Wanderschaft gehen!“

„Wenn du nichts kannst, keinen Beruf hast, dann wird's noch schwer werden. Heutigentags muß einer sich umtun können, auf dem Land und erst recht in der Stadt! Willst etwa nach Luzern?“

„Ich denk!“

„Wie alt bist denn? Mehr als achtzehn gewiß schon!“

„Nein, ich werd' erst im Herbstmonat achtzehn!“

„Da bist groß gnug, kannst auch noch etwas werden, wenn du nicht mit dem Kopf durch die Wand willst. Heutzutage glaubt aber jeder Dreckbub, er hätte schon der Teufel weiß was los, wenn er seinen Namen schreiben kann. Du wirst noch sehen, wie du intendurch mußt. Bei den teuren Zeiten nimmt man keine fremden Leute ins Haus oder man habe sie nötig, und dann kann man auslesen; den ersten besten nimmt man nicht!“

„Gutnacht, will mich legen!“

Heiri schüttelte der Frost. Er stand auf. Die Alte hatte kein Einsehen mit ihm, das merkte er. Ihm war der Anblick der häßlichen und bösen Frau ein Greuel. Er öffnete die Türe, ließ die Hexe keisen und tastete sich in der Küche vorwärts, bis sie endlich doch mit dem Läppchen kam, um ihm zu leuchten.

„Du heiliger Schutzpatron Antoni! Wie ist der Siebenfeuer frech! Willst dir das Genick brechen? Wart doch, du Trotzgrind! Da gehts hinauf, rechts und nit dort! Zerwühl' mir nur nicht mein Heu, sonst kannst am Morgen sehen . . . Unflat, was du bist!“



Otto Weniger (1873–1902).

Der Herr Professor.

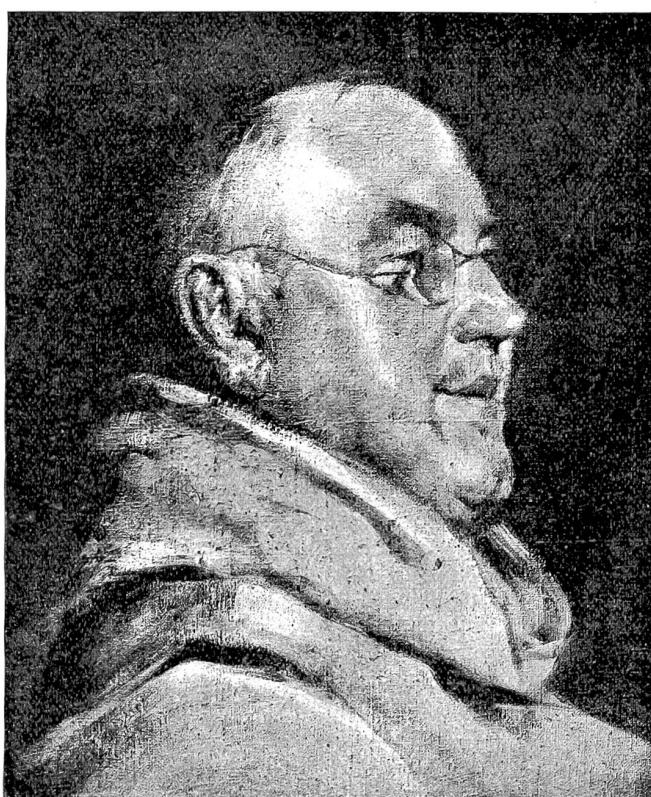
Heiri stieg aus der Küche auf allen Vieren die Leiter zum kleinen Heuboden empor. Schwer ließ er sich ins trockene, weiche Nest fallen. Aber es fröstelte ihn so sehr, daß er sich ganz unter eine hohe Halmdecke verkroch. Wie war er froh, die Hexe nicht mehr sehen zu müssen! Hören freilich konnte er sie noch lange. Erst unten aus der Küche, dann aus ihrer Stube vernahm er ihr Fluchen, Schwören und Wettern. War das ein unheimliches Wesen! Es hätte nicht mehr viel gefehlt, so würde er sich an der geizigen, häßlichen, bösen Kreatur vergriﬀen haben . . . Welch ein Tag war das für ihn! Der bildete in seinem Leben einen Denkstein. Wie wehmüdig dachte er nun an das Vaterhaus in Obischächen im Emmental! Seine Glieder schlötterten. Er konnte sich gar nicht erwärmen. So elend war er in seinem ganzen Leben noch nie gewesen . . .

(Schluß folgt).

Vom Flaminberg.

Eine charakteristische Waffe des sechzehnten Jahrhunderts ist der sog. Flaminberg, ein Zweihänder mit beidseitig gewellter Klinge. Neuerdings ist geschrieben worden, diese „unnatürliche Form“ sei phantastisch, sei ein Rückslitt gewesen und sei gewählt worden, weil sie „furchteinflößender und martialischer“ scheine. Dies ist indes nicht zutreffend. Die Wellung der Schwertlinge macht vielmehr die Waffe zu einer Art Säge; so soll sie die Panzerhemden und Eisenplatten nicht nur durchhauen und durchschneiden, sondern, wenn man sie zurückzieht, auch durchtägen. Die Form des Flaminbergs ist uralt und kommt auch im Orient bei Säbeln und Dolchen vor; in vielen ethnographischen Sammlungen begegnet man derartigen Waffen (z. B. dem Kriß der Malayen).

E. A. S.



Otto Weniger (1873–1902).

Ein Mönch.